

Die Wahrheit in sechs Kapiteln

Eine Hörreise mit der YG Acoustics Carmel 3: Sechs Kapitel über Präzision, Raum und die Kunst, Musik neu zu erleben – von den ersten Aufstellungsfragen bis hin zu den Momenten, in denen Lautsprecher und Raum scheinbar verschwinden und nur noch Musik bleibt.

von Joachim Pfeiffer



Kapitel 1: Die schönste Freude

Warum Vorfreude nicht genügt – und welche Voraussetzungen man für die Carmel mitbringen sollte.

Man trennt sich nicht leicht von einem Lautsprecher. Oft lebt man Jahre mit ihm. Kennt seine Stärken, akzeptiert seine Schwächen – wie in einer Beziehung, die irgendwann auf leisen Sohlen ins Gewohnte gleitet. Und plötzlich merkt man, dass man fast nur noch dieselben Stücke hört. Nicht, weil sie so gut sind, sondern weil der Lautsprecher mit ihnen besonders gnädig umgeht. Das erste Warnsignal.

Das zweite ist subtiler. Es beginnt mit einem leichten Stirnrunzeln. Ein bestimmter Klangcharakter taucht immer wieder auf – bei Jazz, bei Klassik, sogar bei Stimmen. Und man fragt sich: Hat das wirklich der Tonmeister gewollt? Oder ist es der Lautsprecher, der sich in den Vordergrund spielt, wie ein Schauspieler, der seine Nebenrolle mit zu viel Pathos ausfüllt? Spätestens dann ist es Zeit, Abschied zu nehmen. Nicht aus Laune, sondern aus Notwendigkeit.

Wer sich von einem langjährigen Lautsprecher trennt, tut das selten aus Euphorie. Es ist oft eine Kette kleiner Enttäuschungen. Versprechen, die nie ganz eingelöst wurden. Klangbilder, die im Kopf blieben, aber nicht im Raum. Und so beginnt die nächste Etappe jener endlosen Reise, die High-Endler fast zwangsläufig unternehmen: die Suche nach dem Lautsprecher, der nicht nervt. Nicht schönfärbt. Nicht vorgibt, etwas zu sein. Sondern einfach da ist – und dabei alles verändert.

Irgendwann liest man dann von der YG Acoustics Carmel 3. Meist in Foren, bei audiophilen Freunden, oder in einem Nebensatz eines erfahrenen Händlers, der leise sagt: „Das ist nichts für nebenbei.“ Was natürlich sofort das Interesse weckt.

Denn die Carmel ist nie der erste Lautsprecher, den man kauft. Sie kommt nicht ins Spiel, wenn man gerade von der Mittelklasse aufsteigen will. Sie ist keine Liebe auf den ersten Blick. Sondern die Konsequenz einer langen Reise durch ambitionierte Fehlgriffe, übermotorisierte Prestigekisten und Schönsprecher mit schmalem Wahrheitsbegriff.

Bevor sie überhaupt in der eigenen Kette spielt,



beginnt sie im Kopf. Dort entfaltet sich ihre Aura, gespeist aus Berichten, Gerüchten, technischen Spezifikationen und dem Ruf der Marke YG Acoustics, die unter Kennern als präzise, fast schon gnadenlos ehrlich gilt. Man stellt sich also vor, wie die Carmel klingen könnte. Und genau hier beginnt das Risiko.

Denn zwischen Erwartung und Realität liegt ein schmaler Grat. Jeder erfahrene High-Endler kennt ihn: das Dilemma zwischen versprochener Leistung und tatsächlicher Performance. Die Zahl der Produkte, die auf dem Papier überzeugen und im Hörraum enttäuschen, ist Legion. Und deshalb ist es nicht nur der Lautsprecher, auf den man sich vorbereitet – sondern auch auf die Möglichkeit, dass man ihn womöglich nicht versteht.

Was es braucht, ist ein Fachhändler, der mehr ist als ein Verkäufer. Jemand, der nicht nur Geräte kennt, sondern Menschen. Der weiß, wann jemand bereit ist für eine Carmel – und wann nicht. Denn dieser Lautsprecher verlangt nicht nach einem Käufer. Er verlangt nach einem Gegenüber.

Die schönste Freude, so heißt es, ist die Vorfreude. Wer die Carmel 3 erwartet, sollte sie sich gönnen. Aber

bitte mit Demut. Und der Bereitschaft, sich auf ein Klangbild einzulassen, das nicht gefallen will, sondern wahr sein möchte. Das ist mehr, als es klingt.

Doch bevor wir uns der Carmel nähern, als wäre sie bloß ein neues Möbelstück mit edlem Finish, sei an dieser Stelle ein kleiner Einschub erlaubt. Denn es reicht nicht, sie einfach zu bestellen. Man muss vorbereitet sein. Technisch, räumlich – und vor allem geistig. Fangen wir mit Letzterem an. Wer glaubt, dass Klang vor allem Geschmackssache sei, sollte die Finger von ihr lassen. Wer denkt, es gäbe keine musikalische Wahrheit – oder schlimmer noch: dass jede Interpretation gleichberechtigt sei –, wird mit der Carmel keine Freundschaft schließen. Die Wahrheit, ja, ist ein weiter Begriff. Aber es gibt Zonen, die so weit davon entfernt sind, dass selbst die tolerante Mitte höflich die Stirn runzelt.

Die Carmel ist nichts für Klangtoleranzpädagogen. Sie richtet sich an Menschen, die sich nach dem Ideal sehnen. Die wissen, dass es sie vielleicht nicht gibt, die absolute Wahrheit – aber dass es sich verdammt noch mal lohnt, nach ihr zu suchen. Das sind in aller Regel keine Anfänger. Wer hier einzieht, hat meist schon





Komponenten gewählt, die unter dieser Prämisse entstanden sind. Verstärker, D/A-Wandler, Quellgeräte, bei denen Form und Funktion nicht auseinanderlaufen wie zwei alte Bekannte, die sich nichts mehr zu sagen haben.

Und dann ist da noch das Thema Verstärker. Freunde esoterischer Spezialitäten – seien es Trioden mit zwei Watt, liebevoll verkabelte Kleinserien aus exotischen Werkstätten oder „emotionale“ Konstruktionen, die irgendwo zwischen Schamanismus und Klangästhetik schweben – müssen sich möglicherweise verabschieden. Schweren Herzens, ich weiß. Aber die Carmel ist keine Therapeutin für unsichere Signalquellen. Sie braucht Klarheit, Kontrolle, Geschwindigkeit. Die Faustregel mag arrogant klingen, trifft aber zu: Wer will, dass ein Lautsprecher klingt, wie er es schön findet, sollte die Carmel meiden. Wer hingegen will, dass Musik klingt, wie sie gemeint ist – darf bleiben.

Bleibt der Raum. Auch hier gilt: keine falsche Ehrfurcht. Die Carmel verlangt keinen Konzertsaal. Sie will kein schalltotes Kabuff, sie verzeiht keine gläserne Halle. Aber ein halbwegs ausgeglichener Raum mit normaler Nachhallzeit reicht vollkommen. Die Couch darf also analog zur Kirche im Dorf im Wohnzimmer bleiben – es geht schließlich um Musik, nicht um ein akustisches Reinraumexperiment. Wichtig ist nicht Perfektion, sondern ein schlüssiges Ganzes. Mit dieser Vorbereitung kann man sich ihr nähern. Oder anders gesagt: Wer die Carmel wirklich hören will, sollte vorher gelernt haben, zuzuhören

Kapitel 2: The Arrival

Wenn Perfektion anklopft – was beim ersten Kontakt mit der Carmel leicht schiefeht und warum das gut so ist.

Die Carmel 3 wirkt zierlich. Ist sie auch. Zumindest im Vergleich zu manch anderem Lautsprecher, der eher an einen Kühlschrank mit intellektuellem Anspruch erinnert. Schlank, aufrecht, elegant steht sie da – zumindest auf den Bildern. In der Realität beginnt das Erlebnis weitaus profaner: mit einer Kiste. Einer Holzkiste.

Es ist eine dieser Verpackungen, bei denen man instinktiv weiß: Hier wird nicht einfach ein Produkt verschickt – hier wird ein Versprechen eingelöst. Der erste Fehler wäre, sie alleine auszupacken. Der zweite, es überhaupt selbst zu tun. Wer die Carmel 3 erwirbt, sollte den Händler seines Vertrauens nicht nur zur Beratung nutzen, sondern auch zur physischen Umsetzung. Denn obwohl sie jeweils keine 40 Kilogramm wiegt, ist sie kein Möbelstück, das man mal eben übers Parkett hebt.

Und hier beginnt bereits der erste kleine Zielkonflikt: Die Carmel gehört auf Spikes. Leider. Audiophil betrachtet ist das eine Selbstverständlichkeit. Mechanisch gesehen ebenfalls. Emotional betrachtet – jedenfalls bei uns zu Hause – eher ein Minenfeld. Denn Spikes und Parkett sind so kompatibel wie Jazz und Helene Fischer. Meine Frau findet Spikes barbarisch.

Ich halte sie für notwendig.

Zum Glück denkt YG mit. Im kleinen Zubehörkoffer, der der Carmel beiliegt, finden sich exakt passende Unterlegscheiben aus gehärtetem Stahl. Damit lässt sich die Carmel sogar sanft über den Boden schieben, ohne Spuren zu hinterlassen – und ohne dass es Knirschen, Kratzer oder Ehekrach gibt. Die finale oder wenigstens vorläufige Positionierung ist damit kein Tanz auf rohen Nerven, sondern eine würdige Annäherung. Vorausgesetzt, man agiert mit der Geduld, die die Carmel sowieso von allem verlangt.

Und dann gibt es da noch die Schraube bei 12 Uhr. Eine kleine, scheinbar harmlose Inbus-Schraube, direkt über dem Tiefmitteltöner. Sie hat nichts mit der Montage zu tun – aber alles mit dem Klang.

Während des Transports ist sie grundsätzlich herausgeschraubt. Das ist Absicht. Denn sie dient einem präzisen Zweck: der Druckkompensation im geschlossenen Gehäuse. Wird der Lautsprecher bewegt – über Temperaturzonen, Luftdruckunterschiede oder schlicht durch Erschütterung –, kann sich im Inneren ein Über- oder Unterdruck aufbauen. Das wäre bei einem Bassreflexsystem kein Thema. Aber die Carmel ist geschlossen. Luftdicht. Und gerade das macht sie so präzise – und so sensibel.

Nach dem Transport wird die Schraube üblicherweise wieder eingesetzt. Aber Vorsicht: Das System mag äußerlich ruhig wirken, doch im Inneren kann es noch unter Spannung stehen. Besonders dann, wenn der Lautsprecher sich nicht langsam genug akklimatisieren konnte. Deshalb empfiehlt es sich, die Schraube vor dem ersten ernsthaften Hören noch einmal komplett zu entfernen.

Ein paar Minuten genügen. Nicht stundenlang, aber lange genug, dass sich eventuelle Druckdifferenzen ausgleichen können. Erst dann wird sie – exakt – wieder eingeschraubt. Dicht. Ohne Gewalt, aber mit Präzision.

Denn der Tiefmitteltöner muss mechanisch im Gleichgewicht stehen, sonst spielt er gegen eine falsche Referenz. Die Membran bewegt sich dann nicht mehr im idealen Nullpunkt, sondern arbeitet gegen Spannung – minimal, aber akustisch relevant.

Was wie ein winziges Detail wirkt, ist in Wahrheit Teil des Konstruktionsprinzips.

Nicht vergessen. Nicht ignorieren. Sondern verstehen.

Technisch betrachtet ist die Carmel 3 ein Manifest akustischer Konsequenz. Das Gehäuse: CNC-gefräst aus massivem Aluminium, anodisiert, verschraubt, innen verstrebt. Es klingt nicht. Und genau deshalb klingt es richtig. Der Tiefmitteltöner ist kein klassisches Membrankonstrukt, sondern ein echtes Stateiment: aus dem Vollen gefräst – aus einer speziellen Aluminiumlegierung, die hohe innere Dämpfung mit maximaler struktureller Integrität verbindet. Ziel: Eine möglichst verlustfreie Kolbenbewegung ohne Membranmoden, ohne tonale Färbung. Das Ergebnis: Klang, der nicht nach Lautsprecher klingt.

Der Hochtöner? Unspektakulär im besten Sinne. Kein Bändchen, kein AMT, kein Exot. Sondern ein zeitlich und räumlich korrekt arbeitender Treiber mit



präziser Anbindung an den Mitteltonbereich. Und das ist, was zählt. Nicht wie viel – sondern wie genau.

Die Frequenzweiche der Carmel 3 ist kein gewöhnliches Bauteil, sondern ein präzises Steuerinstrument für ihr gesamtes Klangverhalten. YG bezeichnet diese Entwicklung als Ultracoherent Crossover, und das ist kein Marketingbegriff, sondern das Ergebnis intensiver Entwicklungsarbeit. Messungen, Simulationen und ausgedehnte Hörtests wurden kombiniert, um ein Netzwerk zu schaffen, das Phase, Signalverlauf, Frequenzgang und Transienten optimal synchronisiert.

Die Übergangsfrequenz liegt bei 1750 Hertz, also tief genug, damit der aus dem Vollen gefräste Tief-

mitteltöner nahtlos spielen kann, und hoch genug, um den speziell entwickelten Lattice-Hochtöner perfekt anzubinden. Der Begriff Lattice steht hier für eine extrem feine Gitterstruktur im Hochtöner-Diaphragma, die Resonanzen unterdrückt, das Gewicht reduziert und gleichzeitig eine hohe Stabilität bietet. Das Ergebnis ist ein Hochtöner mit außergewöhnlich geringer Verzerrung und sehr präzisiertem Impulsverhalten.

Die Frequenzweiche arbeitet mit hochpräzisen Bauteilen: Folienkondensatoren mit sehr enger Toleranz, niederohmige Metallfilmwiderstände und verlustarme Spulen aus sauerstofffreiem Kupfer. Die Anordnung der Bauteile erfolgt auf einer gefrästen und



geätzten Leiterplatte, die Kurzschlusswege minimiert und Schwingungsübertragungen verhindert. Hier gibt es keinen klassischen Drahtverhau und keine manuelle Bastellösung, sondern eine computergestützte, reproduzierbare Anordnung, die wie das Gehäuse selbst ein mechanisches Präzisionsteil ist.

Das Ergebnis ist ein Lautsprecher, bei dem die beiden Treiber wie ein einziger Schallpunkt agieren. Stimmen und Instrumente erscheinen plastisch und stabil im Raum, Transienten bleiben zeitlich korrekt, selbst komplexe Impulse wie Klavieranschläge oder Schlagzeugbecken lösen sich sauber auf. Die Carmel 3 gewinnt dadurch an räumlicher Tiefe, an Struktur und

an natürlicher Kohärenz, die bei vielen Lautsprechern erst gar nicht angestrebt wird.

Kurz gesagt: Die Frequenzweiche ist kein Nebenprodukt, sondern das Fundament, auf dem der gesamte klangliche Anspruch der Carmel 3 ruht.

Und so steht sie dann da – unscheinbar, würdevoll, latent unnahbar. Die Carmel 3 will nichts von uns. Sie wartet. Still, fokussiert, bereit. Nicht auf Beifall. Sondern auf Wahrheit.

Kapitel 3: Komm, spiel mit mir

Warum das Einspielen mit der Carmel kein Ritual, sondern eine Lektion in Sachen Geduld und Klangkultur ist.

Das Einspielen der Carmel macht keinen Spaß. Mir jedenfalls nicht. Und das liegt nicht an einem Fehler in der Kette. Nicht am Verstärker. Nicht am Raum. Auch nicht an meiner Laune oder an der Tagesform des Stromnetzes. Es liegt an ihr. Und daran, wie sie klingt, bevor sie weiß, wer sie ist.

Denn der erste Eindruck ist vielleicht sogar ernüchternd. Korrekt, aber irgendwie seelenlos. Metallisch, eng, angestrengt. Musik klingt wie durch eine gut sortierte Glasscheibe: alles sichtbar, nichts berührend. Und genau das ist der Moment, in dem man beginnt, sich selbst infrage zu stellen. Ob man die falschen Verstärker gewählt hat. Ob man den Raum doch überschätzt. Ob man – und das ist der gefährlichste Gedanke – sich wieder einmal von Versprechungen hat blenden lassen. Dabei ist alles in Ordnung. Es gehört so.

Die Carmel 3 benötigt eine Einspielzeit, die man nicht mit Stunden beziffern sollte – sondern mit Wochen. Und ich meine nicht Wochen im Sinne von „nachmittags ein bisschen spielen“. Ich meine reale Betriebszeit. Strom auf die Kette. Musik durch den Draht. Pegel, Spannung, thermische Bewegung, Magnetfeldzentrierung. Alles auf Betriebstemperatur. Und das nicht einmal, sondern immer wieder.

Vergessen Sie die üblichen Geschichten über das Einspielen. Dieses halbes-Eso-, halbes-Psycho-Geschwurbel von wegen „sich an den Klang gewöhnen“ oder „die Seele des Lautsprechers entdecken“. Nein. Das hier ist ein technischer Prozess. Und zwar ein langwieriger.

Der Vergleich mit dem Auto, das frisch vom Hof des Händlers rollt, passt nur auf den ersten Blick. Ja, auch dort fährt man anfangs etwas verhaltener. Man lässt die Drehzahlen moderat, tastet sich ans Material. Aber die große Fahrt beginnt meist nach ein paar hundert Kilometern – nicht erst, nachdem man den halben Kontinent durchquert hat. Bei der Carmel ist das anders. Hier fahren Sie tagelang durch eine akustische Baustelle. Die Richtung stimmt, aber der Weg ist ruppig.

Woran liegt das? Ganz einfach: an der radikalen Materialwahl und der mechanischen Präzision.

Der Tiefmitteltöner, aus dem Vollen gefräst, bewegt sich mit minimalem Toleranzspiel in einem Magnetfeld, das auf maximale Linearität optimiert wurde. Die Spule, das Luftspaltmaß, die Zentrierspinne – alles ist exakt, aber eben auch zunächst unter Spannung. Beweglich wird das System nicht durch Spiel, sondern durch Betrieb. Und Betrieb heißt: Strom, Signal, Bewegung, Wiederholung.

Das Gehäuse, ebenfalls aus massiven Aluminiumsegmenten gefräst, klingt nicht – und das ist das Problem. In der Einspielphase will man fast, dass es ein bisschen klingt. Ein bisschen Wärme, ein bisschen Mittenblüte, ein bisschen Euphonie. Aber das passiert nicht. Stattdessen gibt es das, was da ist – nur eben

noch nicht richtig fokussiert.

Und dann sind da die Frequenzweichen. Gefräste Module, keine Lötpoint-Kunstwerke. Das klingt gut auf dem Papier – und klingt dann erstmal nicht gut im Raum. Denn auch hier müssen sich die Komponenten – Kondensatoren, Spulen, Widerstände – einpendeln. Elektrisch, thermisch, klanglich. Und das dauert. Besonders, wenn die Bauteile so hochwertig und so wenig „weichgespült“ sind wie in der Carmel 3.

Deshalb ein gut gemeinter Rat: Lassen Sie in dieser Phase niemanden mithören. Wirklich niemanden.

Jedenfalls nicht, wenn Sie vorhaben, denjenigen nicht wieder einzuladen. Denn was man in den ersten Tagen hört, ist nicht der Lautsprecher. Es ist seine ungeöffnete Version. Seine technische Ankündigung. Und die ist nicht charmant. Sie ist metallisch, kontrolliert, fast steril.

Aber: Jeden Tag wird es besser.

Und zwar nicht im Sinne einer Einbildung, sondern ganz real. Klangfarben öffnen sich. Stimmen lösen sich vom Gehäuse. Der Grundton wird griffiger, der Hochton weicher – ohne an Detail zu verlieren. Der Bass bekommt nicht mehr Masse, sondern mehr Autorität.

Sie müssen nichts glauben. Sie werden es wissen.

Denn eines Tages, ganz unspektakulär, hören Sie ein Stück, das Sie schon hundert Mal gehört haben – und Sie bleiben mitten im Raum stehen. Weil es plötzlich stimmt. Nicht schön. Nicht spektakulär. Sondern: richtig.

Und dann, erst dann, hat der Lautsprecher begonnen, zu spielen.

Kapitel 4: Wer passt, wer nicht

Warum Endstufen für die Carmel nicht alles sind – aber ohne sie alles nichts ist.

Eine YG Carmel 3 ist kein leicht zu führender Lautsprecher. Sie ist sensibel, schnell, durchhörbar bis auf die Knochen – und gnadenlos, wenn der Partner an ihrer Seite nicht mithält. Das bedeutet: Die Wahl der Endstufe ist keine Geschmacksfrage – sie ist zwingend. Denn auch wenn sie mit rund 87 dB Wirkungsgrad und einem insgesamt gutmütigen Impedanzverlauf auf dem Papier als „relativ unkritisch“ beschrieben wird – die Realität sieht anders aus. Die Carmel braucht keine Leistung im Überfluss, sondern eine Verstärkerstufe mit absoluter Kontrolle im Mikrobereich. Das meint: Stromlieferfähigkeit, lineares Verhalten auch unter Last, Stabilität bei Impulsspitzen, niedrigster Ausgangswiderstand und eine Impulsantwort, die in keiner Sekunde hinterherhinkt.

Um es plastischer zu sagen: Wer glaubt, sie mit einem Schmeichler oder Charmeur betreiben zu können, sollte nicht nur den Verstärker wechseln – sondern gleich das Konzept.

Nehmen wir als erstes Beispiel die McIntosh MC275. Eine legendäre Endstufe. Musikalisch, kultiviert, tonal ausgewogen – aber in diesem Zusammenhang völlig fehl am Platz. Warum? Weil der Carmel mit ihrer hohen mechanischen Auflösung schlicht das Genmaterial dieser Endstufe offenlegt: ein sanft rollender Bassbe-



reich, dazu ein Übergangsverhalten, das Röhren-typisch nicht durch schnelles Einschwingen, sondern durch harmonische Glättung geprägt ist. Bei Lautsprechern, die von sich aus etwas zu kühl, zu stählern oder zu analytisch auftreten, kann das genau richtig sein. Bei der Carmel führt es zu einer Art klanglicher Entkernung. Der Bass sackt leicht ab, verliert Kontur, der Mittenton wirkt beschönigt, der Hochton nicht eingelöst – sondern verhangen. Was bleibt, ist eine noble Geste – ohne Substanz.

Interessanterweise zeigte sich dann die Tannoy TA600, eine Uralt-Endstufe aus dem Profilager mit rotierend-störendem Lüfter als absolut funktionaler Konterpunkt. Keine Ikone, kein Klangadel, kein Marketingmythos – aber mit einer klaren Handschrift: stabil, direkt, impulsfest. Der Bass blieb straff, der Grundton überraschend artikuliert, der Hochton etwas grobkörnig – aber ehrlich. Was die Carmel daraus machte, war bemerkenswert: Sie sortierte den Klangfluss, zentrierte Stimmen und verlieh der Musik trotz bescheidener Technik eine gewisse Würde. Nicht perfekt, aber besser als erwartet – weil es passt.

Und dann, als Primus inter pares für die Fraktion der günstigeren, durchdachten, aber kompromissbehafteten Endverstärker: der T+A 1230. Eine Komponente mit durchaus respektablen Anlagen – hohem Dämpfungsfaktor, solider Ausgangsstufe, großzügigem Headroom. Doch an der Carmel wirkte er wie ein Auto mit angezogener Handbremse auf der Autobahn. Warum? Weil das Timing fehlt. Der 1230 klingt hier nicht neutral, sondern behäbig. Er schiebt, statt zu führen. Seine Mitten haben Volumen, aber keine Spannung, und im Hochton fehlt die Auflösung, er zerfasert. Der Bassbereich schließlich ist derart diffus, dass selbst groovige Musik zerfällt wie eine frisch aufgelöste Brausetablette: viel Bewegung, aber ohne Richtung.

Genug der Kompromisse: Boulder 1161. Kein Geheimtipp – aber ein akustisches Lehrstück in Sachen Kontrolle. Diese Endstufe liefert Strom nicht in Form von Kraft, sondern als zeitlich strukturierte Energie, fast schon wie ein digitaler Impulsgeber, der dennoch musikalisch bleibt. Der Unterschied zu den anderen Kandidaten war frappierend: Plötzlich hatte jede Silbe Raum, jeder Klangkörper Tiefe, jede Phrase Spannung. Die Boulder führt die Carmel nicht an die Kandare, sondern stellt ihr ein Koordinatensystem zur Verfügung, in dem sie sich völlig frei bewegen kann. Sie schiebt nicht, sie öffnet. Und das ist die vielleicht größte Qualität dieser Kombination: Sie ermöglicht, ohne aufzudrängen.

Und dann – ja, dann – eine schon betagte Spectral DMA-100S. Eine Diva. Aber eine verdammt gute. Die Spectral ist keine neutrale Instanz. Sie ist elektrisiert, bis an die Grenze des Kontrollverlusts – aber nie darüber hinaus. Sie wirft Licht auf Klangphänomene, die man bisher nur geahnt hat, und sie tut das in einem Tempo, das fast unanständig ist. Ja, sie kann zickig sein. Manchmal hart, manchmal zu spitz, manchmal zu direkt. Aber die Carmel liebt das. Nicht, weil sie selbst so wäre – sondern weil sie das Spiel versteht. Die Spectral DMA-100S ist wie eine zu stark

geschminkte Schönheit, die trotzdem – oder gerade deswegen – verführerisch bleibt. In dieser Verbindung entsteht keine warme Umarmung, sondern eine aufregende Spannung. Man hört nicht entspannter – aber intensiver. Und das ist mehr wert.

Natürlich darf man die Vorstufe nicht ignorieren. Die Cello Audio Suite, in meinem Fall mit den bekannten Premiummodulen, ist ein Klassiker, der oft das letzte Wort darstellt – bis man den NADAC L von Master Fidelity hört. Ich hatte nur kurz Gelegenheit, ihn in dieser Kette zu erleben – aber es reichte, um zu wissen: Das ist eine andere Liga. Nicht wegen der Auflösung, nicht wegen des Klangs – sondern wegen des Basses. Die NADAC L bringt eine Tieftontkontur, eine Stimmigkeit im unteren Frequenzbereich, die die Carmel nicht nur abbildet, sondern feiert. Die Cello klang dagegen nicht schlechter – nur älter. Die Zeit hat sich weitergedreht.

Bleibt das Thema Quelle. Großartig: die Kombination aus dem Grimm MU1 als Streamer und dem SPL Mercury als DAC. Der Grimm strukturiert das Signal, der Mercury bringt es auf den Punkt. Das klingt organisch, mühelos, souverän – mit einem leichten Hang zur Wärme, der der Carmel gut steht.

Und dann die Sternstunde: Master Fidelity NADAC D, später ergänzt durch den NADAC C. Diese Geräte sind keine Wandler im klassischen Sinn – sie sind strukturelle Klangwerkzeuge. Der D dekodiert PCM auf eine Weise, die man so noch nicht gehört hat: mit kohärenter Phase, perfekt gesteuertem Zeitverhalten, ohne künstliche Raumdehnung oder harmonisches Zuckerstreuen. Und die externe Clock? Sie justiert nicht einfach nur – sie verbindet. Musik fließt plötzlich in ihrer eigenen Logik. Nicht mehr im Raster der Elektronik – sondern in jenem inneren Puls, der sie ursprünglich gemacht hat.

Die Carmel reagiert darauf wie ein guter Schauspieler auf ein echtes Gegenüber: Sie wird besser. Menschlicher. Wahrer.

Und dann weiß man: Das Spiel ist nicht vorbei. Es hat gerade erst begonnen.

Kapitel 5: Auf großer Fahrt

Welche Musik die Carmel 3 über sich hinauswachsen lässt – und warum Beliebigkeit nicht dazugehört.

Wer die Carmel 3 hört, wie man einen Lautsprecher „vorführt“, hat sie nicht verstanden. Sie ist keine Klangsirene, die sofort gefallen will. Sie hat keine Sweet Spots für Pop, keine Lieblingsfrequenzen für Lounge-Compilations. Die Carmel zeigt sich erst, wenn man bereit ist, Musik nicht als Stilmittel, sondern als Werk zu begreifen.

Vielleicht hat sie mich deshalb dorthin zurückgeführt, wo ich einst angefangen habe: zum intensiven Hören. Nicht im Sinn audiophiler Effekth Jagd, sondern im wörtlichen Sinne: das Hören ernst nehmen. Und die Werke auch.

Ich hatte nicht das Privileg, direkt mit ihnen zu arbeiten, wohl aber das Glück, Günter Pauler und Bert van der Wolf bei Produktionen über die Schulter

schauen zu dürfen. So konnte ich erleben, wie unterschiedlich sie an dasselbe Ziel herangehen: Günter Pauler – mit seinem Label Stockfish – setzt auf eine Aufnahmeästhetik, die den High-End-Hörer unmittelbar anspricht: effektsicher, detailreich, mit einer emotionalen Direktheit, die gerade bei Singer-Songwriter-Produktionen Maßstäbe setzt. Bert van der Wolf hingegen verfolgt eine andere Philosophie: Er zeichnet Musik so authentisch im Raum auf, wie es nur möglich ist. Keine spektakuläre Effekthascherei, sondern ein spektakulär unspektakuläres Abbild, das insbesondere bei Klassikaufnahmen zu einem Maßstab geworden ist.

Beide eint, dass sie sich nicht mit Beliebigkeit abgeben. Sie wissen, wie sehr jede kleine Entscheidung in der Aufnahmekette wirkt – und dass es am Ende nur darum geht, der Musik zu dienen. Keine Farbe hinzu-

zufügen, keinen Mangel zu beschönigen, sondern den Hörer in einen Zustand zu versetzen, in dem er denkt: So ist es gemeint. Mit dieser Haltung hört man anders. Und man hört andere Dinge.

Etwa bei „Visiting Rachmaninoff“ – Alexander Melnikov am Klavier, unter anderem mit den Variationen über ein Thema von Chopin, Opus 22. Ein Werk, das man nicht einfach spielt. Schon technisch ist die Partitur eine Zumutung: extreme Sprünge, komplexe Artikulation, permanente Wechsel zwischen brillanter Virtuosität und fragiler Introspektion. Dazu eine musikalische Struktur, die weit über das bloße Variieren hinausgeht. Es ist, als würde Rachmaninoff Chopin nicht variieren, sondern sezieren – und dabei zugleich ehren.

Wer das wiedergeben will, braucht nicht nur einen Klavierklang – sondern einen, der Kraft, Griffbrettnä-



he, Pedalzeichnung und Raamtiefe gleichzeitig transportieren kann. Die Carmel 3 kann das. Weil sie den Körper des Instruments nicht illustriert, sondern hörbar macht. Und das ist kein schöner Moment, wenn man alte Lautsprecher noch verkaufen möchte. Denn dann spielt man dieses Werk besser nicht. Dann lieber Geoff Castellucci, mit seiner tiefen Stimme, die auf so vielen Ketten warm und beeindruckend klingt. Oder Anette Askvik, deren Atmosphäre jedem Lautsprecher eine gewisse Gnade einhaucht. Oder gleich Kari Bremnes – denn da fühlt sich vieles sofort richtig an.

Aber ein Konzertflügel in voller Phrasentiefe? Da trennt sich das klangliche Wunschdenken vom musikalischen Ernstfall.

Genre-Wechsel: Jazz. Nicht Lounge, nicht Smooth. Sondern die große Schule der Offenheit: „Not Two, Not One“ – Paul Bley, Gary Peacock, Paul Motian. Ein Album, das sich jeglicher Routine verweigert. Drei Musiker, die einander nicht folgen, sondern sich gegenseitig in Räume schieben, in denen etwas Neues entsteht. Kein „Trio“ im klassischen Sinne, sondern ein Gespräch auf offener Bühne.

Es gibt Stellen in diesem Album, an denen man nicht weiß, ob man weinen oder lachen soll. Weil alles fragil ist – und zugleich von überirdischer Sicherheit. Mit der Carmel zu hören, was da wirklich passiert – wie Motian mit der Luft spielt, wie Peacock plötzlich die Harmonik aus den Angeln hebt, wie Bley zwischen Einbruch und Ekstase changiert – ist eine Zumutung. Und ein Geschenk. Die Carmel macht daraus keine Bühne – sondern einen Raum. Und sie lässt ihn nicht mehr los.

Als Referenz – vielleicht sogar als Abschluss einer Hörsession – empfehle ich „What Good Am I“ von Tom Jones, vom Album Praise & Blame. Das ist keine Studioaufnahme im klassischen Sinn. Es ist ein Statement. Eine Wahrheit. Nichts ist perfekt. Und doch ist alles da. Der Einstieg ist fast gespenstisch: eine Stimme, so rau, so gegenwärtig, so kompromisslos ehrlich, dass man das Gefühl hat, jemand stehe im Raum, der mehr weiß als man selbst. Es ist die Art Musik, die keine Technik erträgt, die verschleiert – und keine Verstärker, die romantisieren. Wer hier weichzeichnet, begeht Verrat.

Mit der Carmel hört man: Was man selbst hören will, spielt keine Rolle. Was zählt, ist das, was da ist.

Kapitel 6: Ansichten eines Clowns

Warum manche Lautsprecher bleiben – und andere spurlos verschwinden.

Man muss vielleicht mal grundsätzlich etwas zur Testkultur sagen. Nicht nur in der HiFi-Branche, aber dort eben auch.

Es ist ja so: Heute wird vieles – um nicht zu sagen alles – irgendwie schön geschrieben. Als würde man Kritik vermeiden wollen, aus Angst, jemandem auf die Füße zu treten. Oder, vielleicht realistischer: aus Angst, irgendwo auf der Anzeige-Seite des Magazins eine Tür zuzuschlagen. So entsteht eine neue Form von Beliebigkeit. Und vielleicht ist das sogar mehrheitsfä-

hig. Vielleicht gefallen heute einfach vielen auch viele Dinge. Ich gehöre nicht dazu.

Ich habe mich nie als Allround-Versteher verstanden. Ich brauche kein sanftes Einvernehmen mit jedem Lautsprecher, der durch meinen Hörraum zieht. Es gibt Lautsprecher, die ich gehört habe, um mich mit ihnen anzufreunden – und bei denen ich irgendwann gemerkt habe: Es wird nichts. Wir werden keine Freunde.

Andere dagegen sind geblieben. Oder sie haben sich mir so tief eingepägt, dass sie zum Maßstab wurden – selbst wenn ich sie später wieder aus dem Raum nehmen musste. Eine frühe Lektion kam vom Intonation Terzian. Kein perfekter Lautsprecher. Aber einer mit Haltung. Er hat mir – vielleicht als erster – gezeigt, was Zeitrichtigkeit meint. Und dass sie wichtiger ist als jedes Frequenzdiagramm. Der Terzian war kein Ziel. Aber ein Kompass. Und er hat den Stab weitergereicht.

Vier Lautsprecher tragen für mich seitdem diese Fackel: Die Wilson Audio Watt/Puppy – weil sie zeigte, wie sehr ein Lautsprecher wollen kann. Direktheit, Explosivität, aber eben auch: Kontrolle.

Die Dynaudio Evidence Master – als Monument der Detailauflösung. Analytisch, ja. Aber nie steril.

Die Martion Orgon – weil sie bewiesen hat, dass Dynamik nicht aufdringlich sein muss. Sondern natürlich.

Und jetzt: die YG Acoustics Carmel 3.

Sie ist nicht die lauteste in der Runde. Nicht die spektakulärste. Aber vielleicht die am klarsten artikulierte. Ein Lautsprecher, der nicht gefallen will, sondern überzeugt. Nicht durch Masse, sondern durch Präzision. Nicht durch Schub, sondern durch Struktur.

Sie gehört für mich nun in diesen kleinen Kreis. Und das heißt nicht: Vergleichbarkeit. Es heißt: Wirkung. Denn diese Lautsprecher haben mich geprägt. Beruflich, ja. Aber auch persönlich. Sie haben mein Hören verändert. Mein Denken. Und manchmal sogar meine Sprache. Ich weiß, das klingt jetzt fast pathetisch. Aber es ist nicht so gemeint.

Es ist einfach nur ehrlich.

Ich bin kein Sammler. Und obwohl ich seit vielen Jahren Lautsprecher teste, sehe ich mich nicht als Tester im klassischen Sinn. Ich hatte einfach das Privileg, viele Lautsprecher intensiv zu hören. Und eine Handvoll davon hat mich festgehalten – an diesem Thema High End, das für Außenstehende oft wie ein Zirkus wirkt, für mich aber, wenn man tiefer einsteigt, ein Stück Wahrheit bereithält.

Vielleicht bin ich am Ende wirklich der Clown in dieser Manege. Einer, der sich manchmal selbst wundert, warum er immer noch dort steht – mit offenen Ohren und einem Lächeln. Aber ich weiß, wann Klang nur Pose ist.

Und ich weiß, wann er echt ist.